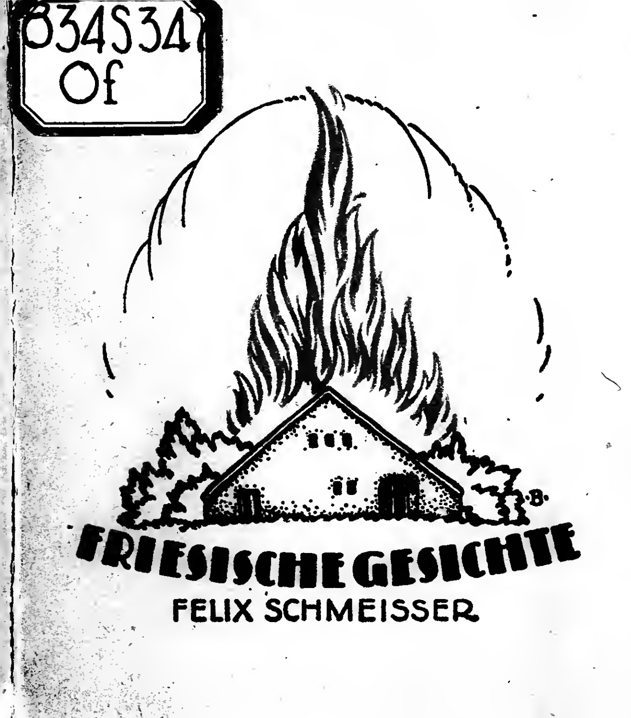
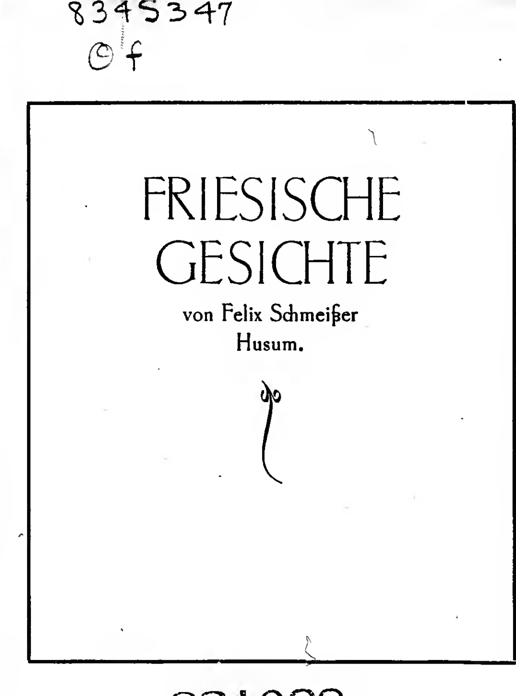

834S34
Of
FRIESISCHE GESICHTE
FELIX SCHMEISSER

FRIESLAND-BÜCHEREI
BAND 8

6. bis 8. Tausend



Friesen-Verlag Aktien-Gesellschaft
Bremen-Wilhelmshaven



FRIESISCHE GESICHTE

von Felix Schmeißer
Husum.

Viele waren im alten Nordfriesland, die die unselige Gabe des zweiten Gesichts hatten. Sterbe- und Unglücksfälle, Sturmfluten und Kriegsjahre, ja, selbst ein rätselhaftes, dampfendes, brausendes Ungeheuer – die Eisenbahn – haben sie gesehen, als noch keiner davon wußte.

Heute hört man immer seltener und fast nur noch von ganz alten Leuten davon erzählen.

Warum? Hat der Löwe der neuen Zeit, das Pfeifen der Lokomotive und das Heulen der Dampfsirene, das oft bis in die entferntesten Menschenwinkel hallt, die unheimlichen Nebelgesichte vertrieben, sieht der Friese sie nicht

mehr, oder hält er sie aus Furcht vor Unglauben und Spott vor der Welt ängstlich verschlossen? Ich glaube das letztere, denn ich weiß, daß das „Spökenkieken" noch heute in Nordfriesland zu Hause ist, weiß es durch zwei Geschehnisse aus meinem eigenen Leben.

Das erste liegt weit zurück in meiner Knabenzeit; fünfzig Jahre sind darüber verflossen, und doch steht es vor mir, als wäre es gestern gewesen.

Es ist ein freundlicher, sonniger Herbsttag in der Nordfriesischen Marsch – die Lerchen jubeln in der Luft, gedämpft klingt von den Fennen das Brüllen der weidenden Rinder, und über den Gräben kreischen und rufen die Seeschwalben und die schwarz-weißen Kiebitze. Ich stehe vor der Werft meines Elternhauses und schöpfe

Wasser für das Vieh aus der breiten, schilfumsäumten Grafft, über der die Zweige der alten Eschen hängen und die Mücken im Sonnenschein tanzen. Eimer auf Eimer reiche ich unserem alten Knechte zu, der sie oben in der Ferme in den uralten, als Tränktrog dienenden Steinsarg gießt.

Jedesmal, wenn ich beim Hinaufnehmen meinen Kopf über die Böschung der Grafft erhebe, fällt mein Blick auf die weite, grüne Marschenfläche, die in der Ferne durch eine Gruppe von drei im Grün ihrer Gärten an einem alten Binnendeich liegenden Friesenhäusern begrenzt wird.

Eben will ich den letzten Eimer hinaufreichen, als ich das mittlere der drei Häuser hell und deutlich in Rauch und Flammen stehen sehe.

„Bandik, Bandik" rufe ich aufgeregt dem Alten zu, „kiek blots mal na Norden, Krischan Edlefsens Hus steiht jo mit eenmal in'n Gläs!" Bandik blickt dort hinüber, schüttelt aber sofort den Kopf und meint vorwurfsvoll: „Dayn, dat is en slechte Witz, sowat dört man nich seggen!"

„Awer so kiek doch, dat brennt doch wirklich," antwortete ich aufgebracht. Doch — was ist das — mitdem sehe auch ich kein Feuer mehr; freundlich und unversehrt liegt Christian Edlefsens Haus wieder in seinen Bäumen.

„Awers dat is ganz gewiß, ewen hett dat dor brennt," beteure ich Bandik.

Der sieht mich eine Weile forschend an, dann sagt er ernsthaft: „Jo denn is dat Vöröwen wesen."

Im nächsten Herbst bin ich eines Sonntags

nach Niebüll zum Jahrmarkt gegangen. Als ich am Abend heimkehre, sehe ich in der Ferne ein rotes Flammenmeer durch die Dämmerung lodern. Als ich unsere Werft erreiche, tritt mir der alte Bandik unter den Linden vorm dunklen Hause entgegen: „Du hest doch recht hatt vöriges Johr, Dayn; hüt Awend is Krüschen Edlefsens Hus dalbrennt!"

Das zweite – ich hoffe, daß es auch das letzte ist – erlebte ich dreißig Jahre später hier in Goting. In einer nebligen Oktobernacht wurden wir plötzlich jäh aus dem Schlafe gerissen; Nachbar Boysen stand vor unserem Hause, hämmerte gegen die Fensterläden und schrie: „Kamt gau to Hülp, kamt gau herut, Rörd Frödden hett sick op't Watt verlopen un schäggt buten üm Hülp, un um twee is

Hochwater; de is hüt awend noch na de Wyk wesen un nadem to lat na sin Sticken*) gan." Im Handumdrehen waren wir angekleidet, und wenige Minuten später schon standen meine Frau und ich mit ganz Goting zusammen auf dem Kliff und hörten die halbverwehten Hilfeschreie aus weiter Ferne vom Watt herüberhallen.

Es wurde ihm zugeschrieen, er möge stehenbleiben, wo er stehe, damit er nicht ins Priel laufe; ein Boot sei schon unterwegs, um ihn zu holen. Da nun aber eine ziemliche Zeit darüber verstreichen mußte, bis das Boot über den Schlick ins Wasser geschoben war, und dann, bis man Frödden, dessen Rufe immer matter wurden, gefunden haben konnte, kam

*) In den kleinen Wattenwasserläufen festliegende, mit Reisern umstellte Korbnetze.

einer auf den Gedanken, auf dem höchsten Hünengrab eine Like anzuzünden; wir alle glaubten, daß es ihm wenigstens eine Beruhigung sein würde, wenn er sehen könne, wo das Ufer war und wir seiner harrten. Erst später ist es uns eingefallen, daß das Feuer ihm vielleicht gerade zum Verderben wurde, indem er, seinem Scheine folgend, gerade auf die Küste zugelaufen und dabei ins Priel geraten ist. Eine furchtbare Stunde verann. Keiner wagte ein Wort zu sagen. Stine Frödden stand neben uns und weinte und jammerte.

Rörd Fröddens Stimme war nun nicht mehr zu hören, und nur noch die Rufe der Männer im Boot da draußen im Nebel hallten — bald hier, bald dort — aus immer größerer Entfernung zu uns herüber. Dann wurden ihre Rufe

wieder lauter und lauter. Knirschend ging der Bootskiel unten über den Strand, aber kein Ruf, kein Wort ertönte mehr. Rörd Frödden war nicht gefunden, Rörd Frödden lag in der See.

Am andern Tage in der Dämmerung stand ich auf unserem Hofe und wand einen Eimer Wasser aus dem Soot.

Im Hofe des Nachbarhauses stand Stine Frödden am Pottrick und wusch ihre Milchschüsseln mechanisch, langsam, mit trüben, verweinten Augen. Da – plötzlich – kommt hinter den Gärten eine Gestalt vom Strande herauf. Sie steigt durch die Lücke in Rörd Fröddens Zaun, durch die der Ertrunkene täglich zum Watt ging und vom Watt heimkehrte; sie geht schweren, müden Schrittes durch Rörd Fröddens Garten auf seinen Hofplatz zu; sie



trägt Rörd Fröddens triefendes Fischerzeug – Herrgott, es ist Rörd Frödden selber.

In demselben Augenblick, wie ich ihn erkenne, hat auch seine Frau ihn erblickt; sie läßt die Milchschüssel aus der Hand fallen und bricht mit einem furchtbaren Aufschrei zusammen. Da ist Rörd Frödden verschwunden – wie Nebel.

Wir trugen seine besinnungslose, am ganzen Körper zitternde Frau ins Haus. Sie ist nicht wieder zu sich gekommen und nach drei Tagen gestorben. Erst eine Woche später, nachdem wir sie in Nieblum zur letzten Ruhe gebracht hatten, fanden wir beim Fischen draußen im Watt, am Rande von Jens Junghackens Priel, Rörd Fröddens Leiche. Seine Holzschuhe waren davon getrieben, und im furchtbaren Wettlauf

mit der Flut und dem Tod waren seine Strümpfe in Fetzen gegangen. Ich habe keinem Menschen davon erzählt, was seiner Frau und mir an jenem Oktoberabend begegnet war.



BOY VOM STRAND

Ein Bild aus dem alten nordischen Volksleben
von Felix Schmeißer.



In jener Küstengegend nannten sie ihn nur Boy vom Strande, obgleich er ein gutes Stück vom Strande entfernt hinter der Geesthöhe in der Heide wohnte. Doch seinen Namen hatte er aus einer früheren Zeit her, und es waren seltsame Geschehnisse gewesen, um derentwillen er den Strand verlassen hatte. Viele alte Wattenfischer wissen noch davon zu erzählen, und von ihm habe ich sie erfahren.

Seine Eltern waren blutarme Wattenfischer. Sein Vater ging mit dem „Gliep"*) aufs Watt hinaus, um Krabben zu fischen, die seine Mutter kochte und verkaufte — die Tracht auf dem

*) Gliep ist die Wattenfischerbezeichnung für Netz.

Nacken, einen schwer gefüllten Krabbenkorb auf jeder Seite, die Röcke hoch aufgeschürzt, watete sie im Sommer Tag für Tag auf dem tiefen Sandweg zur Stadt. Es war ein kümmerliches Brot, und oft sah es traurig aus in der alten sodengedeckten Fischerkate, die sich halb zwischen die heidebewachsenen Sanddünen verkroch

Da mußte denn Boy, sobald er einigermaßen herangewachsen war, des Sommers „zum Bauern". Er kam weit ins Land hinein nach der „Viöler Kante" zu. Das war ein rauhes Leben für einen schmächtigen kleinen Jungen; am frühen Morgen von den Knechten aus dem Bette getrieben, schlaftrunken ins Feld hinaus an die harte, schwere Arbeit, bei der es manches Mal Peitschenhiebe und rohe Schimpfworte

hagelte. Da hat er sich oft trotz der Viöler Fleisch- und Specktöpfe tränenden Auges nach seiner armen Elternkate zurückgesehnt. Und wenn er dann im Herbst wieder auf der Geesthöhe stand und über die braune Heide hier unten am Strande zwischen den Dünen die alten Katen liegen sah, dann jubelte sein Herz auf.

Doch als er älter wurde, fühlte er in jedem Jahre gegen den Frühling hin auch etwas wie Sehnsucht nach „seinem Bauern"; jetzt war er ausgewachsen und kräftig, die Arbeit fiel ihm nicht mehr schwer, und Peitschenhiebe gab es nicht mehr. Und dann war da, Trinken Jeß, die dunkle Heidebauerntochter; die zog ihn am meisten hin.

Als er konfirmiert war, ging er als Knecht ganz zu seinem alten Bauern. Jeden Sonntag

nachmittag wanderte er jetzt in die Heide hinaus zu Trinken Jeß. Der alte Jeß hatte nichts dagegen. Sie hielten zusammen wie Brautleute. War einmal Tanz im Heidekruge, dann tanzten sie jeden Tanz zusammen. So ging die Zeit dahin, und zu jedem Neujahr hatte Boy einige Banktaler mehr zurückgelegt. Als er zum Militär sollte, hätte seine Barschaft gerade gereicht, einen Stellvertreter zu kaufen; aber das konnte er nicht über's Herz bringen, das Geld wollte er lieber selber verdienen. Und so diente er, nachdem er sich mit Trinken Jeß „versprochen", seine drei Jahre in Fridericia ab.

Mancher Brief ging in jenen Jahren von Viöl und Fridericia über die Königsgau, und wohl in allen war mit bäuerlicher Steifheit von Liebe, Hochzeit und eigene Kate die Rede.

Als seine Soldatenzeit zu Ende ging, dachte er oft darüber nach, was er später beginnen wolle.

Wenn er an freien Sonntagnachmittagen auf den alten Festungswällen spazierte und den blauen Kleinen Belt, das freie weite Feld mit den fernen Wäldern und die alte Stadt mit ihren engen, gleichmäßigen Gassen und grünen Gärten dort unten im Sonnenscheine liegen sah, konnte er so recht seinen Gedanken nachgehen. Und an einem solchen Nachmittage, während er gerade auf die blaue Ostsee hinaussah, tauchte plötzlich ein Bild vom Westseestrande aus seiner Kinderzeit vor ihm auf. Er ging als kleiner Knabe neben seinem Vater auf's Watt zu gliepen. Es war untergegangenes Land, auf dem sie schritten, der Vater erzählte dem Knaben davon. Der Feldweg, der dicht

bei ihrer Kate endete, hatte einst vor Jahrhunderten ihre Vorfahren nach Pohns zur Kirche geführt. Jetzt lagen See und Watt dazwischen und Pohns war eine weltverlassene, arme Hallig. Doch mitten im Watt — der Vater wies mit braunem, nervigen Arm hinüber — lagen noch die verschlickten Brunnen und Fundamente der untergegangenen Häuser; schwere, massige Fels- und Backsteine und einzelne alte Eichenbalken, die Jahrhunderte lang den Wellen Trotz geboten hatten. Und als er daran dachte, durchzuckte ihn ein Gedanke; was die See einst seinen Vorfahren genommen hatte, er wollte zurücknehmen, was noch erhalten war. Er wollte die alten Steine und Balken aus dem Watt holen und sich daraus ein Haus aufrichten auf dem Grunde des alten Heimatstrandes!

Wie war es möglich, daß noch keiner vor ihm daran gedacht hatte? Nun ja, das war einerlei, aber ihm sollte die See geben, was die Anderen ihr gelassen hatten. Und sein Einfall machte ihn glücklich, überglücklich.

Als seine Soldatenjahre beendet waren, wollte er keinen Tag länger mit der Ausführung seines Planes säumen. Er kam im Vorsommer in die Heimat zurück und hoffte im Herbst ein Haus fertig zu haben. Erstaunt sahen die Wattenfischer ihn täglich mit Spaten, Axt und Brecheisen aufs Watt hinauswandern. Und noch größer wurde ihr Erstaunen, als sie seinen Plan vernahmen. Am ganzen Strande wurde eine Zeitlang von nichts anderem gesprochen. Es wäre nicht möglich, meinten die alten Leute, die See ließe sich nichts nehmen, es ginge

nimmer gut. Und mißbilligend schüttelten sie ihre Häupter.

Währenddessen war Boy draußen im Watt unverdrossen an der Arbeit; das Schlagen und das Pochen von Axt und Brecheisen hallte weithin über die stillen sonnbeglänzten Watten, und schrillen Schreies flogen die erschreckten Möven an dem einsamen Arbeiter vorüber.

„Ja, schreit ihr nur“, murmelte er vergnügt lächelnd; „es wird schon gehen“.

Und er sah Trinke Jeß drüben aus der Heide neben sich in einer neuen schönen Kate.

* * *

Im Herbst war Boys Kate wirklich fertig; mit ihren massigen, rissigen, grauen Steinen und Balken, ihren blinkenden neuen Fensterruten

und ihrem neuen gelben Retdach bot sie einen seltsamen Anblick von Altem und Neuem.

„As wenn se vun'n Doden opstan weer," meinte der alte Schafhalter Edlef Edsen vom Vorlande.

„Wenn dat man gut geiht, de See lött sick nicks nehmen", meinten die alten Fischerfrauen. Doch Boy und Trinke waren zufrieden mit ihrer Kate. Und nachdem sie in der alten Viöler Kirche, deren stumpfer, grauer Turm weithin über die Heide ragt, getraut waren, zogen sie ein.

Der Spätherbst kam, der graue, nordische, Sturm, Regen, Nebel und wieder Nebel. Das war die Zeit, wo die Alten mit den tiefliegenden Augen, die „Spökenkieker", jene erblickten, die schon seit Jahren draußen im Watte lagen. Wo sie an den langen düsteren Abenden in den

Strandkaten von Wiedergängern und Vorspuk erzählten.

Es war schwer, in jener Zeit heiter zu bleiben.

Und manche Nacht ließ das Brausen des Sturmes und der See, das laut in den Schornstein hineinheulte, die Leute vom Strande nicht in den Schlaf kommen. Und dann lagen sie wachend und lauschten auf das Gebrause und meinten manches Mal noch andere Stimmen dazwischen hallen zu hören.

Auch Boy und Trinke fuhren manches Mal aus ihrem Schlafe auf. Dann lagen auch sie und lauschten und leise schlich sich die Sorge in ihr Herz. Doch nicht das Brausen des Sturmes und der See war Schuld daran; geringere, leisere Geräusche waren es. Das pickte und knarrte, pochte und klopfte in all den alten

Balken und Steinen. Es war, als ob das alte Haus von den vergangenen Geschlechtern erzählen wolle, die einst in seinen Mauern gehaust hatten; vom Sterben und Vergehen . . Das Tropfen war das schlimmste; das war die Feuchtigkeit der See, welche die alten Steine jahrhundertelang eingesogen hatten. Jetzt rieselte es die Wände hinab unaufhörlich, bei Tag und bei Nacht. Und in den Sturmnächten, dann lagen die Bewohner der Strandkate und lauschten und grübelten.

Doch bei Tage sahen sie anders, heller; dann trösteten sie sich, die Feuchtigkeit würde schon mit der Zeit schwinden, wenn das Haus nur erst längere Zeit bewohnt und geheizt sein, wenn der warme Sommer kommen würde. Doch der Sommer kam, ohne die Feuchtigkeit zu

vertreiben. Im Gegenteil, die Hitze erzeugte einen scharfen, salpeterartigen Dunst in der ganzen Kate. Es war gut, daß die beiden fast Tag für Tag draußen waren: auf dem Watt beim Fischen, auf dem Strande im Heu oder bei den Schafen. Oft, wenn sie an sonnigen, heiteren Tagen auf dem blumenbunten Strande arbeiteten, kam die alte Fröhlichkeit über sie; doch sie war nur von kurzer Dauer; gleich einem Schatten fiel bald wieder der Gedanke an ihr Haus dahinein.

Im Spätsommer begann Trinke zu kränkeln; ihre Wangen verloren die Farbe, ihre Gestalt fiel ein, und oft wurde sie von einem schmerzenden Husten gequält. Ein quälender Vorwurf schlich sich in Boys Herz hinein, ihm deuchte, nur das Haus, und dadurch auch er, sei Schuld an Trinkes Krankheit.

Im Herbst erzählte der alte Edlef Edsen seinen Nachbarn, er habe in der Dämmerung einen Leichenzug vom Strande kommen sehen; von Boys Haus den Sandweg hinauf nach dem nahen Kirchdorfe zu: der Wagen mit dem Sarg und den schwarzvermummten Frauen; den Küster mit den Knaben und dann das ganze Gefolge – ein hoher Hut neben dem andern – hatte er durch den Nebel wallen sehen.

Das hatte eine wirkliche Leiche zu bedeuten, das wußten sie alle am Strande. Als Boy es erfuhr, schnürte eine furchtbare Angst ihm fast den Atem ab; auch er kannte den alten Schafhalter und sein „Spökenkieken" zu gut, als daß er sich darüber hätte beruhigen können. Tag für Tag quält ihn jetzt die Angst vor dem Kommenden und die Furcht, daß auch Trinke selbst

etwas von dem Gerede erfahren könne.

Und es kam wie der alte Edlef gesehen hatte; noch ehe die letzten Herbststürme verbraust waren, brachten sie Trinke zu Grabe.

An einem trüben Nachmittage war es, da es schon gegen die Dämmerung ging. Schon hatte sich das Gefolge zerstreut, die meisten waren in den Krug gegangen, dei dicht neben der Kirche lag, nur Boy, der alte Jeß und der alte Edlef waren noch am offenen Grabe geblieben. Der Schmerz und die Verzweiflung hatten Boy gebrochen, er sah und hörte nichts. Der alte Edlef reichte ihm die Hand: „Boy, nu vergeet, wat nich to ännern is. Du hars nich de Kram ut de Watt halen schullt, dat hürt de See un de Doden. Ick rad di, verlat din Kat; ick seh dat Unglück all dör de Rewel kamen!"

Boy blickte auf. Watt und Strand lagen in Nebel gehüllt, und über die Heide kam die Dämmerung hereingebrochen.

„Och, Edlef, nu is doch alles eenerlei", sagte er und preßte beide Hände gegen seinen vor Schmerz brennenden Kopf.

Wie in einem dumpfen Traum verflossen ihm die folgenden Tage, Wochen und Monate. Dann sollte sie, die ihm soviel genommen hatte, die See, ihn daraus wecken. In einer Winternacht, bei deren Anbıuch das Eis draußen in dem Haff geknattert und gekracht hatte, wurde er plötzlich von einem brausenden, dröhnenden Donner geweckt.

Erschreckt sprang er aus seinem Bett ans Fenster; in der ersten Schlaftrunkenheit meinte er den Strand von weißen Schneehügeln bedeckt

zu sehen, doch dann erkannte er plötzlich, daß es schaumgekrönte Wogen waren, die, mit schweren Eisschollen untermischt, donnernd gegen sein Haus Sturm liefen. Ein Wogenschwall nach dem andern kam herangebraust, und graue Nebelstreifen flogen und wallten darüber.

Entsetzt schrie er auf; Herrgott das konnten nur die Toten aus dem Watt sein, die ihr Eigentum wiederholen wollten. Wie im Wahnsinn rannte er aus seiner Kate, die gleich darauf krachend zusammenbrach.

Drüben im Kirchdorf läuteten die Glocken, immerzu, unheimlich, gellend.

Überm Strande kreischten und schrieen die Möven. Oben auf der Geesthöhe standen die Leute aus dem Fischerdorfe, halb angekleidet, die Weiber mit flatternden Haaren.



Zu ihnen kam Boy hinaufgerannt, die Augen fieberflackernd, gellend um Hülfe vor den Toten schreiend.

Verständnisvoll und grauend blickten die Leute vom Strande sich an; jetzt war es gekommen, wie die Alten gesagt hatten – jetzt hatte die See ihr Eigen wieder.

* * *

Seit jener Nacht war er niemals wieder ganz zu seinem Verstande gekommen. Zwar schwand der Wahnsinn jener Schreckensstunden schon nach wenigen Tagen, doch etwas blieb davon in seiner Seele haften; er konnte die See nicht sehen und vor allem nicht ihr Brausen hören. Deshalb baute er sich im nächsten Frühling in der Heide hinter der Geesthöhe an.

Die alten Balken nahm er doch noch mit aus der Strandkate. Oft lag er in Sturmesnächten und hörte die Totenuhr in ihnen klopfen.

Dann war es ihm, als höre er Geschichten von den alten untergegangenen Geschlechtern, und dann erblickte er das bleiche Antlitz seiner Trinke. Am schlimmsten war es, wenn die Herbststürme brausten, so daß das Rauschen der See bis hier herüberhallte; dann erwachte der alte Wahnsinn ganz. Ganze Nächte irrte er dann durch die Heide, um erst im Morgengrauen in seine Kate zurückzuschleichen. Es waren die Toten vom Watt, die ihn nicht ruhen ließen, meinten die Leute vom Strande.

LETZTE HEIMKEHR

Novelle von Felix Schmeißer



Spätnachmittagssonnenschein lag über Gassen, Schiffbrücke und Hafen des nordfriesischen Küstenstädtchens.

Hier und da trafen seine Strahlen einen alten, grauen Treppengiebel, zu dem sich ein Paar saubergestutzte grüne Linden emporreckten, in deren Schatten Beischlag und hohe Haustürtreppe auf die Straße vorsprangen. Doch zumeist glänzte der Sonnenschein in den Fenstern und auf den Schieferdächern neuer nüchterner Gebäude, und seltsam stachen die alten Patrizierhäuser von ihnen ab.

Spätnachmittagsstille lag über Gassen und Hafen.

Vom nahen Bahnhofe her erschallte jetzt Rollen und der langgezogene Pfiff eines ankommenden Zuges. Eine Weile später kamen einige Menschen vom Bahnhof herunter am Hafen entlang; ein paar Handlungsreisende, ein paar einheimische Viehhändler in langen weißen Röcken und zuletzt ein hochgewachsener rüstiger Greis mit weißem Haupthaar und Vollbart.

Eine tiefe, wehmütige Ergriffenheit sprach aus seinen sonst männlich-festen Zügen. Vor jedem alten oder älteren Hause blieb er eine Weile sinnend stehen, und hin und wieder huschte es wie ein Lächeln der Erinnerung über sein Antlitz. Das rührte von einer alten Inschrift, einer unheimlichen Beischlagfigur oder einem schwarzen Blechschild mit halbvergilbtem, einst in goldgelber Farbe prangenden Namen her.

Ja, das waren die alten Häuser und die längstvergessenen Namen seiner Kindheit. Die waren geblieben wie damals. Und wie damals lagen unten im Hafen die kleinen sauberen Wattenschiffe schief auf der Seite – es war Ebbezeit – und wie damals gurgelte das ablaufende Wasser der Aue in die Hafenrinne hinein.

„Heimat, alte Heimat, ich grüße dich", murmelte der Alte, und seine Augen feuchteten sich. – Ein halbes Jahrhundert, ein Menschenalter war er ihr fern gewesen, ein Menschenalter hatte er sich nach ihr gesehnt, und endlich durfte er zu ihr wiederkehren . . Träumend schritt er durch die dunkle enge Hafentwiete und die breite Hauptstraße des Städtchens nach einem Gasthof, den er aus seiner Jugend kannte. Er trat in das tiefe, kühle Gastzimmer. Auch hier

herrschte die Stille der Kleinstadt. Vorn am Fenster saß ein Reisender und schrieb, im dämmrigen Hintergrunde saßen ein paar alte Herren – wohl Stammgäste – beim Kartenspiel. Neugierig blickten die Spieler auf, als der Alte beim Wirt ein Zimmer wünschte. Und als der Wirt ihm eins angewiesen, der Alte einen Augenblick dort verweilt hatte und ins Gastzimmer zurückkam, trat einer der Stammgäste in freudiger Aufregung auf ihn zu. „Harro Hansen aus Davenport, höre ich vom Wirt? Harro, alter Freund, bist du es wirklich? Mein alter Schulkamerad aus Rechenmeister Hansens Klasse, mein Kriegskamerad vom ersten Jägerkorps?"

Ein Blick des Erkennens leuchtete in den Augen des Amerikaners. „Bandik, Bandik Mannings, du bist der erste, den ich von den

Alten in der Heimat wiedertreffe." Er ergriff die Hand des Freundes und behielt sie eine Weile in der seinen.

„Bandik, erinnerst du, wie wir in Madame Carstens Wirtschaft das letzte Glas zum Abschied tranken?"

„Als wäre es heute gewesen. Anfang März 1851 war es. Unser Kampf war zu Ende, schmählich verraten. Du konntest es in der Heimat nicht ertragen, wo der verhaßte Feind herrschte. Bei Madame Carstens feiertest du Abschied und wolltest mich überreden, mitzugehen nach Brasilien. Doch ich hatte ja meines Vaters Geschäft und meine Braut . . . Doch verzeihe," unterbrach Bandik Mannings sich, „ich hätte wohl nicht daran erinnern sollen, auch du hattest ja eine Liebste hier – "

„Alter Bandik, deshalb erzähle ruhig weiter. Das sind verjährte Geschichten — long, long ago. Da drüben haben wir umlernen und neues Glück suchen müssen."

Und Harro Hansen erzählte von seinem Leben da drüben. Von den furchtbaren Leiden, die er und die anderen Schleswig-Holsteiner in der brasilianischen Fremdenlegion erdulden mußten. Von seiner Übersiedelung nach Nordamerika, von harter, unablässiger Arbeit, die ihm keinen Besuch der alten Heimat gestattete. Von schließlichem Erfolge, von neuem ruhigen Glück, von Frau und Sohn.

Doch von seiner alten Liebe, von jahrelangem Schmerz, von endlosem Heimweh schwieg er. — Die Abendbrötzeit war herangerückt, und Bandik Mannings verabschiedete sich. Von

morgen an sollte Harro Hansen sein Gast sein.

Morgen, übermorgen und wochenlang des Freundes und der Heimat Gast . . .

Ein Gefühl unsäglicher Freude, wie er es nur als Knabe und Jüngling gekannt hatte, durchströmte die Brust des Alten.

* * *

Nach dem Abendbrot schritt Harro Hansen durch alte enge Gassen nach dem Kirchhofe. Lange stand er oben in der Nordwestecke am Grabe seiner Eltern. Die Abendsonne fiel leuchtend durch die alten hohen Kirchhofsbäume, übergoß unten in der Marsch die Gräben und am Horizont einen über den Deich blitzenden schmalen Streifen See mit ihrem goldnen Scheine. Traumversunken blickte der Alte dort

hinüber, eine herrliche Sommernacht würde auf diesen Tag folgen; eine jener Nächte wie vor fünfzig Jahren. Und blitzschnell durchzuckte den Alten ein phantastischer Gedanke; noch einmal wollte er in einer Sommernacht auf Jugendpfaden den Erinnerungen nachschreiten. Vom Abendrot zum Morgengrauen einer Sommernacht in der alten Heimat, und dann fort aus ihr, das Herz voller Erinnerungen und Bilder, fort aus ihr, bevor einer ihrer vielen nebelgrauen Tage, bevor all das neue Fremde, das er nimmer verstehen würde, die Erinnerung trüben konnte. — Eine Weile noch sann er, dann war sein Entschluß gefaßt; diese Nacht noch gehörte der Heimat, am nächsten Morgen wollte er sie verlassen. — Wie im Traum schritt er nach seinem Gasthof zurück. Es war ihm, als

sähen längst verstorbene Bekannte aus den Fenstern der alten Giebelhäuser ihm nach. —

Da lag es vor ihm, sein Heimatland, Nordfriesland, das alte sagenumwobene. Zu seiner Rechten dehnten sich die grünen Marschen bis zu den fernen, verschwimmenden Geesthöhen, zu seiner Linken von Strandastern übersätes Vorland, graue Watten, ein schmaler Streif blinkender See und am Horizonte eine Insel mit einsamen, über den Deich ragenden Gehöften und Mühlen.

Vor ihm, im Nordwesten, wollte eben die Sonne scheiden. Ein breiter glänzender Purpurstreifen ergoß sich von ihr über das blinkende Watt. Tiefer und tiefer sank sie, und leuchtender und weiter übergossen ihre Farben den Horizont. Im fernsten Hintergrunde dünten ein paar einsame Gebäude empor — es war nicht

zu erkennen, ob sie auf einer Hallig oder auf einem Vorsprung des „Festenwalles“ sich befanden, denn nur ihre schwarzen Silhouetten allein waren sichtbar – jetzt schwammen sie mitten im glühenden Sonnenball.

Eine Weile legte der Alte sich auf einen Strohhaufen nieder, der am Fuße des Deiches stand und schaute träumend dem Schauspiel zu.

Und als die Sonne ins Haff gesunken, da war auch der Alte in die Träume seiner Jugend versunken. Einige Augenblicke blieb er noch liegen und schaute in den Abendhimmel, dessen Tinten sich jetzt immer reicher und glühender ergossen. Dann raffte er sich auf und schritt weiter – dem Abendrot entgegen. Die Dämmerung kam über das Watt gekrochen, als er die Geesthöhe erreichte, die sich bis ans Haff

in die Marschen schiebt. Ein altes kleines Dorf lag zwischen Haff und Höhe. Von hohen, sturmgebeugten Pappeln umstandene, langgestreckte Strohdachhäuser mit schmalem Friesengiebel, mit kleinen Gärten, auf deren niederen Sandwällen Syringen und Hollunder wuchern, lagen zu beiden Seiten des tiefen Sandweges zerstreut. Auch über Marsch und Geest sank jetzt die Dämmerung, der Abendwind rauschte in den Pappeln, und die blühenden Syringen füllten das ganze Dorf mit ihrem Duft. Vor den Hecktoren ihrer Staven standen leise plaudernde Gruppen von Nachbarn, und unten, von der Marsch herauf, wehten die wehmütigen Klänge einer Handharmonika.

Bald hatte der Alte die letzten Häuser, den Krug, die Kirche und den Kirchhof des Dorfes

hinter sich, und nach einer kurzen Strecke Weges tauchten zwischen niedrigen heide- und grasüberwucherten Sanddünen die niedrigen vom Alter halb zusammengedrückten Strohdächer eines Fischerdorfes auf.

„Seebüll“, murmelte der Alte, „Seebüll wie ich es vor sechzig Jahren schon kannte.

Eine Weile streckte er sich ins Heidekraut und sann und träumte.

Wie oft war er in seinen Knabenjahren an freien Nachmittagen nach Seebüll hinausgewandert. Wie oft war mit den Fischern, das Gliep überm Nacken, aufs Watt hinausgewesen. Welche Fülle unheimlicher Strand- und Spukgeschichten hatte seine Knabenphantasie hier aufgenommen! Die alte Tine Edsen – er sah sie noch erzählend vor dem flammenden Herdfeuer

sitzen. Und Broder Godbersen, sein gutmütiger, munterer Jugendfreund.

Er schloß die Augen und stützte den Kopf in beide Hände. Immer neue Gestalten tauchten aus der Vergangenheit empor, immer lebendiger wurden sie, er sah jeden ihrer Züge, und hörte ihre Stimme wieder. Und als er weiter durch die dämmerhelle Sommernacht wanderte, da war es ihm, als schritten die alten, längst vergessenen und begrabenen Bekannten neben ihm auf dem weichen Sandwege. – Eine Weile noch führte der Weg über die Geest, wenige von niedrigen Wällen umzogene Felder trennten ihm vom Strande.

Frischer Hauch von Tang und Salz wehte von dort herüber, und hin und wieder sah der Alte über die Felder hin die unzähligen Wasserlachen

unten im Watt von den glühenden Tinten des Nachthimmels übergossen. Weiße Mövenflügel huschten gespenstig darüber hin, und unablässig ertönte das Schreien, Rufen und Pfeifen des Strandgeflügels.

Dann hob sich zur Linken wieder der hohe Deich aus der Dämmerung, und der Alte schritt wieder in die nordfriesische Marsch hinunter. Zwar hatte er schon von der Stadt bis zur Geestinsel Marsch durchwandert, und doch war es ihm, als schritte er hier in eine andere Welt hinunter. Einer der ältesten Köge Frieslands war es. Unheimlich steil und schmal erhoben sich die Deiche, auf hohen Werften ragten die Gehöfte in das Zwielicht der Sommernacht; längstvergangenen Jahrhunderten gehörten sie an, da man in Nordfrieslands Marschen

mit Grauen den Herbststürmen entgegensah.

Hart und laut rauschte das Reth in den Gräben zu beiden Seiten des Weges, hin und wieder ertönte der Schrei eines Kiebitz, strömte von einem Bohnenfelde süßer Blütenduft durch die Nacht.

Wie aus tiefem Traum fuhr der Alte plötzlich empor. Dunkelschwarz erhoben sich die Bäume und die Dächer eines Marschenhofes auf hoher Werft vor ihm aus dem Abendrot.

„Harkenshof", murmelte der Alte, „Harkenshof, Engel Harkens".

Er schloß die Augen, und das Bild eines stolzen, blauäugigen blonden Friesenmädchens tauchte vor ihm auf, und mit ihr die Nächte eines nordfriesischen Sommers.

Auf einer seiner Wanderungen hatten sie sich

kennen und lieben gelernt. Einen ganzen Sommer lang – es war der längste und der schönste seines ganzen Lebens – war er, sobald er die Schreibstube im Amtshause verlassen hatte, zu ihr in die Marsch hinausgewandert, Tag für Tag waren sie im Abendrot zusammengewesen, und des Nachts war er, das Herz voll jubelndem Glück, durch Marsch und Geest zur Stadt zurückgewandert.

Dann kam ein Herbsttag, an dem all ihr Glück zunichte wurde.

Es war die alte Geschichte, ein armer Federfuchser konnte nimmer die Tochter eines reichen Marschbauern heiraten. Der alte Harkens schnaubte vor Wut über die Frechheit, daß ein solcher Mensch um die Hand seiner Tochter anzuhalten wagte. Und dieser Mensch besaß einen

ebenso harten Friesenschädel wie der alte Harkens. Er wollte dem reichen Marschbauern nicht nachlaufen, wollte nicht zum zweiten Mal bittend vor ihn treten. Lieber auf das Glück verzichten, das er vielleicht durch Fügsamkeit und Geduld doch noch nach einigen harten Jahren hätte erringen können. Und ein halbes Jahr später kam der Frühling 1848 und der Krieg ins Land. Da gab es drei Jahre lang Betäubung und Vergessen für eigene Schmerzen. Und dann hatte endlich das Schicksal des Heimatlandes auch sein Schicksal gestaltet. So wenig wie er sich dem alten Harkens beugen konnte, konnte er's auch dem Feinde.

Die Heimat, auf deren Boden der verhaßte Feind als Herr schaltete, hatte er da verlassen und damit die Möglichkeit aufgegeben, Engel

Harkens jemals zu erringen.

Wohl hatte er geglaubt, der Schmerz ums Heimatland würde ihm seinen eigenen geringer machen, doch jahrelang hatte er ihn drüben mit sich herumgetragen, jahrelang war er seines Lebens nicht froh geworden. Wie manches Mal war nicht in der Dämmerung das Bild der nordfriesischen Marsch, Harkenshofs und Engels vor ihm aufgetaucht. Und jetzt sah er es wieder, — sah er es wieder wie damals im Zwielicht einer Sommernacht, hörte er wie damals den Nachtwind im Schilf der breiten Grafft und in den Pappeln von Harkenshof rauschen — wie damals vor fünzig Jahren.

Doch Engel Harkens, wo war sie geblieben, was war aus ihr geworden? Saß sie als Marschbauernfrau auf Harkenshof oder auf einer der

anderen Werfte, die ringsum in den Abendhimmel ragten, oder lag sie oben im Geestdorfe im Sand des Kirchhofes.

Könnte er noch einmal ihr Antlitz sehen, noch einmal ihre Stimme hören.

Mit einem letzten Blick noch umfing er das Bild von Harkenshof, dann schlug er langsam den Rückweg durch die schweigende Marsch ein.

* * *

Nun schritt er wieder über die Geest; schon sah er die Dünen und Katen Seebülls vor sich.

Vom Strande herauf hallten Stimmen, er blickte hinüber und sah die Seebüller Fischer mit Gliep und Körben vom Watt heraufkommen.

In einer der Katen zwischen den Dünen knarrte die Tür, auch von dort hallten eine Weile

gedämpfte Stimmen, und einen Augenblick später trat ein junger Mann dicht neben dem Alten aus den Dünen auf den Weg hinaus.

Im ersten Augenblick schien er den nächtlichen Wanderer etwas mißtrauisch zu mustern, doch dann trat er mit einem „Gun Awend" zu ihm.

Der Alte erwiderte freundlich den Gruß und der Fischer versuchte ein Gespräch anzuknüpfen.

„De Herr is gewiß in de Masch wen? fragte er.

„Dat bin ick" erwiderte der Alte.

„Den is de Herr wull bi Verwandte wen?"

„Ne, Verwandte heff ick dor nich, awers vör lange Johren heff ick dor mal Bekannte hatt, doch . . .", der Alte brach den Satz plötzlich ab und schwieg eine Weile. Dann knüpfte er

zögernd an: „Se sind gewiß uck in de Masch bekannt. Weeten Se, ob dor noch Harkens op Harkenshof sitten oder wo Engel Harkens awblewen is?“

„Engel Harkens? Engel Sünksen, jo gewiß, dat weet ick, de heff ick noch gut kennt, de is ja eers vör wecke Johren bi uns in Seebüll in't Gemeendehus storwen. Jo, de arme Fru harr wat dörmakt. Se schull as junge Mäten en junge Kirl leev hatt hemm, wovun ehr Vadder nicks weeten wull, wil he keen Geld harr. Awers de rike Sünke Sünksen vun Poppenbüll, de harr se mit Gewalt hemmen schullt. Johrelang hett se sick dorgegen wehrt, denn is se toletzt doch möhr worn un hett Sünksen nahmen.

Du leewe Tid, dat wer sach beter ween, wenn se den annern kregen harr, denn de schall günt in

Amerika rik worn sin, un Sünke Sünksen hett sich in weni Johren von Hus un Hoff sapen un spelt. Und dor hebbt sick för ehr letzten por Groschen hier in Seebüll en Fischerkat köfft un sind tosamen op't Watt to gliepen gahn.

Och, de arme Fru hett en trurige Lewen hatt, denn uck hier hett de Kirl dat Supen nich nalaten kunt, un mennimal hett he in Besapenheit sin Fru verprügelt, bet wi Nawers uns dartwischen leggten. Na, to'etzt het he sick ja opsapen. Doo keem se in't Gemeendehus. Un nu hett se ehr Ruh op'n Karkhoff funnen."

Wie ein Messerstich drang jedes der Worte in des Alten Herz, und eine Weile fühlte er eine Bleischwere auf seine Brust drücken.

Engel Harkens, Engel Harkens . . . Sie war treuer als er gewesen. Sie hatte nicht von

ihm lassen wollen, da er sie längst aufgegeben hatte. Arme, treue Engel. Ach könnte er seine Jugend noch einmal zurückrufen, noch einmal durchleben.

Einen Augenblick war es ihm, als sei er wirklich in die Zeit vor fünfzig Jahren zurückversetzt, schier überwältigend stieg die alte Liebe in ihrer ganzen Größe wieder in ihm auf.

Eine ganze Weile gingen die beiden schweigend nebeneinander. Die Kirche mit ihrem niedrigen spitzen Turme, mit den im Zwielicht verschwimmenden Kreuzen und Steinen des Kirchhofs tauchte vor ihnen auf.

„Seggen Se mal, wo liggt Engel Sünksens Graff?"

„Westen de Kark, dicht an'n Stieg."

„Na ick gah noch mal nah de Karkhoff rop."

Ein letztes Adjö, ein letzter Händedruck, und der Fischer schritt dem dunkel verschwimmenden Dorfe, Harro Hansen dem Kirchhof zu.

Wenige Schritte nur einen schmalen, ansteigenden Fußweg hinan, dann fiel die schwere Kirchhofspforte mit hartem Aufschlag hinter ihm zu, und er war allein bei den Toten.

Schmucklose Gräber waren es zumeist — die Gräber armseliger Wattenfischer. Die Holzkreuze zerbrochen, die Inschriften der niedrigen Steine verwittert. Strandgras und Unkraut wucherte auf den ältesten eingesunkenen Gräbern, und der Nachtwind kam vom Watt herauf und raunte den Schläfern uralte Weisen zu, uralte Weisen vom Haff und Strand, wo sie gelebt und gelitten hatten . . .

An einem der armseligsten, verfallensten Gräber machte der Alte Halt.

„Hier ruhet Engel Sünksen, geboren auf Harkenshof d. 22. Mai 1826, gest. d. 15. Februar 1897 in Seebüll“, entzifferte er auf einem halb vermorschten, ins Gras zurückgesunkenen Holzkreuz.

„Engel“, schluchzte er auf und warf sich am Grabe nieder. „Engel, arme Engel, mich trifft die Schuld an Deinem unglücklichen Schicksal. Ich habe Dich verlassen, da Du mir die Treue hieltest. Engel, Engel, verzeihe mir!“ Und der alte harte Amerikaner betete und flehte einem Kind gleich.

Dann kam eine wohltuende, milde Ruhe über ihn, und es war ihm, als habe Engel ihm seine Schuld verziehen. Er erhob sich, pflückte einen

Arm voll frischergrünten Heidekrautes und blauer Glockenblumen vom Kirchhofswalle und bestreute Engels Grab damit.

Und dann schritt er vom Kirchhofe durch das totenstille, schlummernde Stranddorf.

* * *

Die Geestinsel lag hinter ihm, und wieder schritt er auf dem hohen Marschendeiche. Ein leises Klatschen und Gurgeln murmelte vom Haff herauf – es war die rückkehrende Flut, die mit ihren ersten Wellen den Saum des Vorlandes erreichte. Hin und wieder schoß schreiend ein Kiebitz empor, rannten keuchend und trappelnd ein paar aus dem Schlafe geschreckte Schafe den Deich hinunter.

Plötzlich zuckte der Alte erschreckt zusammen; gleich einem brausenden Sturmwind erhob es sich mit einem Male unten in der Marsch aus dem rauschenden Schilf einer Wehle. Eine Sekunde nur dauerte sein Erschrecken, dann schüttelte der Alte lächelnd den Kopf. Ein durch seine Schritte erschreckter Schwarm von Staren war die Ursache des Geräusches gewesen.

Er blieb stehen und ließ seinen Blick noch einmal nordwärts zurückschweifen. Ins letzte glühende Abendrot, das er schon in seiner Jugend in fast jeder Sommernacht an Nordfrieslands Himmel hatte leuchten sehen, ragte die düstere Silhouette des Stranddorfes, der Kirche, der Dünen und der Fischerkaten . . .

Im Abendrot dort hinten, im glühenden Abendrot, lag das Land seiner Jugend, seiner

ersten Liebe und Erinnerung. Im letzten Abendrot einer Sommernacht hatte er es noch einmal wie im Traume durchwandert.

Wie ein Traum würde die Erinnerung an diese Sommernacht ihn durch seine letzten Tage begleiten, bis er einziehen würde in das Dunkel jener Nacht, in die kein Abendrot mehr hineinleuchtet, auf die kein Morgengrauen eines Erdentages mehr folgt.



TORFRAUCH

Von Felix Schmeißer.



Mit ungelenker Hand hatte Miete Jensen den Abschiedsbrief an ihre Eltern geschrieben.

Es war die Beichte eines Opfers der Großstadt . . Dem Leichtsinn und der Vergnügungssucht verfallen, verführt und verlassen. Der Rest Schande und Verzweiflung, aus der sie nur noch einen Ausweg wußte — den Tod.

Und den wollte sie suchen an diesem trüben Herbsttage, wo auch die Natur zum Sterben rüstete.

Draußen, weit vor der Stadt, wo der Wald beginnt, liegt ein stiller, von Erlen und Schilf umsäumter See, den sie ein paar mal auf sommerlichen Sonntagsausflügen gesehen hatte.

Dorthin wollte sie, in seiner dunklen Flut sollte ihr Leben ein Ende finden.

Hatte sie auch nächtelang ihr Hirn zermartert, sie fand keine andere Zuflucht mehr.

* * *

Die Stadt lag hinter ihr, ferner und ferner ertönte das tausendfache Gebrause. Nebelfeuchte, kalte Herbstdämmerung sank über die Felder. In den Knicks auf den Wällen schimmerten noch hier und da die letzten welken bunten Blätter, von einer Eberesche am Wiesenrain glühten dunkelrote Beerendolden durch die Dämmerung. Das waren die einzigen Farben, alles andere verschwand grau in grau – Felder, Luft und Himmel.

Es war ein Tag zum Abschiednehmen, auch der letzte Hoffnungsschimmer mußte heut ersterben. –

Mit halbgeschlossenen Augen schritt das Mädchen dahin.

„Mudder, Mudder – Vadder – och du leewe Gott, helpt mi," – schluchzte sie mit halberstickter Stimme.

Mudder, Vadder . . , Die sie solange vergessen katte, in dieser Stunde mußte sie wieder an sie denken.

Die armen, ehrlichen Heidebauern, deren einziges Kind sie war, wie würden sie sich grämen – „unse eenzig beten Dochder, unse Miete – "

Wie würde die Mutter weinen, wie würde es dem Vater, dem rauhen Heidebauern, der keine

Tränen und Worte kannte, in stillem Schmerz das Herz durchschneiden . . .

Ach, es war zu grausam; nicht mehr den Tod fürchtete sie, sie fürchtete nur den Schmerz der Eltern.

Und doch, wenn sie auch gewollt hätte, es gab kein Zurück mehr. So konnte sie ihren Eltern nicht vor Augen treten; ihr Vater würde sie verfluchen und auf die Heide hinausweisen.

Sie warf sich an den Wall hin und blieb eine Weile weinend und schluchzend liegen.

Wie wohl das tat. Ihr war, als striche ihre Mutter ihr mit der schwieligen Hand über ihr Haar: „Sie ruhi, min Deern, un lat dat Weenen nah . . .“

Sie raffte sich auf und schritt weiter. Schon tauchte der graue Umriß des Waldes aus dem

Abenddämmer auf, und Miete Jensen bog in den dunklen knickumsäumten Feldweg ein, der zu ihm und dem See hinunterführt.

Halb bewußtlos vor Erregung hörte sie nicht den schweren, lauten Flügelschlag der Krähen, die in dunklem Schwarm dem Walde zuflogen, hörte sie nicht den Tropfenfall des Nebelgeriesels in den kahlen Knicks.

Nur die traurige Stimme ihrer Mutter klang ihr im Ohr: „Miete, Miete, worum deihst du uns dat an, wi hebbt doch blots di alleen!"

Plötzlich hemmte sie ihren Schritt; Herrgott, was war das?

Ein Hauch aus dem Elternhause, aus der Kindheit, warmer, scharfer Torfrauch schlug ihr entgegen, und mit einem Male stand ihr Elternhaus inmitten der roten Heide lebendig vor

ihr ... Das lange, niedrige Strohdach mit dem schmalen Friesengiebel, die Mutter in der Küche vor dem flammenden Herdfeuer in blauen Torfrauch gehüllt, der Vater mit der Pfeife im Munde aus der Halbtür lehnend, die der dichtverwachsene alte Hollunder überschattet.

Und die Hühner haben sich vor dem Hause und beim Soot in den warmen Sand eingescharrt, und gackern hin und wieder wie im Traum durch die Mittagsstille, und über der blühenden Heide, die sich unabsehbar in die Weite erstreckt, jubeln die Lerchen ...

„Mudder, Vadder," jubelt sie, und will den Alten an die Brust sinken, aber da sind Eltern und Elternhaus in Nebel und Dämmerung zerflossen ... Doch ein strohgedecktes Bauernhaus liegt wirklich dort abseits vom Wege hinterm

Knick; roter Lichtschein fällt durch die kleinen Fensterruten in die Dämmerung heraus, behaglich brummt das Vieh im Stalle, in der Küche wird mit Eimern und Geschirren gerückt, und warmer Torfrauch und frischer Stallgeruch zieht durch die Nebelluft.

Und Miete Jensen schaut wie gebannt leuchtenden Auges nach dem kleinen Bauernhause hinüber – Heimat, Heimat. –

Und wieder tauchten Eltern und Elternhaus vor ihr auf, nun steht die Mutter neben dem Vater in der Halbtür, und beide winken ihr zu:

„Kumm to uns, min Deern, kumm to uns rut nah de Heid', hier warst du Vergewen un Vergeten finnen."

Und plötzlich ist ihr so unendlich leicht und glücklich ums Herz, trotz allem, was geschehen

ist, was noch geschehen wird. Nun weiß sie es, sie hat doch noch Heimat und Elternhaus, sie hat doch Eltern dort oben in der Heide, die ihr vergeben werden, wenn auch unter bitterem Herzeleid.

Ja, morgen will sie in die Heimat zurück und gut machen, was sie ihnen an Herzeleid zugefügt hat. —

Kaum kann sie wieder von dem alten Bauernhause dort am einsamen Feldwege fortfinden — immer wieder atmet sie in tiefen Zügen den scharfen, herben Torfrauch ein — den Duft ihres Elternhauses dort oben auf der Heide.



INHALT.



F·R·I·E·S·L·A·N·D-B·Ü·C·H·E·R·E·I

Band	14	Seekapitän Orla Wormskjold	Albert Petersen
„	15	Der gekrönte Fisch . . .	W. Wittgenstein
„	16	Christian Henrich Heineken / Das Lübecker Wunderkind	Hans Heise
„	17	Die Frau des Obersten Carpitzo	Peter Zylmann
„	18	De Reis' nah Hamborg . .	Hermann Teut
„	19	Der alte Baron	Gallwitz
„	20	Das bist du	Prinzessin Reuß



Weitere Folgen namhafter Schriftsteller sind in Vorbereitung.

Druck von
Ad. Heine's Buchdruckerei u. Verlagsanstalt
Wilhelmshaven.